



Theo Mechtenberg

Der Zölibat ist keine sexuelle Orientierung

Der folgende, am 11. Oktober 2015 im „Tygodnik Powszechny“ erschienene Beitrag des Jesuiten und Psychotherapeuten Jacek Prusak ist eine Reaktion auf das coming out des polnischen, in der Glaubenskongregation tätigen Priesters Krzysztof Charamsa. Angesichts der auf der Römischen Bischofssynode kontrovers diskutierten Problematik der Homosexualität geht dieser Beitrag in seiner Bedeutung allerdings weit über diesen Anlass hinaus.

Die Physik kennt das Gesetz der Erhaltung von Energie, und die Psychoanalyse „das Gesetz der „Unvermeidbarkeit“, welches besagt, dass „das, was aus einem psychischen Bereich verdrängt wurde, irgendwo anders hervortreten muss [...], wie auch das, was wir nicht äußerlich erkennbar machen wollen, sich als ein innerlich bedrohliches Subjekt äußert.“ Der Wirkmechanismus dieser Gesetzmäßigkeit wird besonders im Zusammenhang mit der von Geistlichen erlebten Homosexualität sichtbar, und dies nicht nur wegen des von ihnen verinnerlichten Stress einer Minderheit, sondern aufgrund der fundamentalen Verunsicherung, wer man eigentlich ist.

Nicht nur sie unterliegen der Kraft dieses Gesetzes. Es gilt auch für die Gegenseite, für Personen, die auf eine aggressive Weise die Homosexualität bekämpfen. Wollen wir den von dem Priester Krzysztof Charamsa im „Tygodnik Powszechny“ veröffentlichten Aufsatz über den Geistlichen Dariusz Oko (vgl. Heft 4, 2015) verstehen sowie das, was danach passierte – sowohl als Handlung als auch als Deklaration („Erklärung“ sowie das „neue Manifest der Freiheit“ von Charamsa) – dann müssen wir uns dieses Gesetz vor Augen halten. Man kann dem nicht entfliehen, was das Leben formt, solange man lebt.

Pastoraler Eros

Seit Jahrhunderten wissen wir, dass es unter Priestern und Ordensleuten Homosexuelle gibt, und dennoch war noch bis vor kurzem dieses Thema tabu. Wenngleich wir nicht sagen können, wie viele solcher Priester es gibt, so behauptet man doch, dass sie unter polnischen Priestern weniger als ein Prozent ausmachen, ohne dabei die Gesamtzahl in Betracht zu ziehen: die Zahl der Homosexuellen in der Gesellschaft und die Größe der Gruppe des polnischen Klerus. Eine simple Berechnung zeigt, dass ihre Zahl bestimmt höher ist, und zwar in einer Größenordnung weit über ein Prozent. Selbst die Episkopate mancher Länder gelangen zu der Erkenntnis, dass es unter den unverheirateten Priestern mehr Homosexuelle gibt als im Durchschnitt der Gesamtgesellschaft, weil für die einen die den Dienst erfüllende Männerwelt eine besondere Attraktion darstellt, und die anderen ihre Neigung leichter verbergen möchten. Für die überwiegende Mehrheit von ihnen gelten die Worte von Bischof Hermann Josef Spital (1925-2007), welcher meinte, dass homosexuelle Neigungen häufig mit einer besonderen Sensibilität und Leichtigkeit, sich auszudrücken, einhergehen, also mit einer einem „pastoralen Eros“ verbundenen Eigenschaft.

Die Lavendel-Lobby

Wenn wir über Probleme von Priestern sprechen, dann wird ausschließlich bei homosexuellen die Orientierung zum Etikett für die gesamte Persönlichkeit („sage mir, dass du homosexuell bist, und ich sage dir, wer du bist“). Die Folge eines solchen Ostrazismus ist das Faktum, dass wir von der Homosexualität von Priestern erst dann erfahren, wenn sie Probleme machen. Ähnlich verhält es sich beim Aufspüren der „Lavendel-Lobby“. Obwohl wir seit Jahrhunderten wissen, dass Priester mit Frauen zusammen leben, sagen wir von ihnen nicht, dass sie in der Kirche eine Lobby bilden - selbst wenn sie dies verheimlichen. Das Aufspüren einer „Lavendel-Lobby“ bringt den Bruch des Zölibats und das Karrierestreben man-

cher homosexueller Geistlicher ans Licht, löst aber nicht das Problem ihrer Homosexualität, sondern tabuisiert es.

Wer therapeutisch mit Priestern an ihrer Homosexualität arbeitet, der stellt fest, dass sie sich nicht mittels dieses Begriffes beschreiben. Dies resultiert einerseits aus der Tatsache, dass die Kirche in ihren Aussagen zur Homosexualität diese nicht als eine autonome sexuelle Orientierung wahrnimmt, andererseits daraus, dass die Verwendung einer Sprache der Defizite und Konflikte (aus den kirchlichen Dokumenten ergibt sich, dass Homosexualität ein „eingesperrter Heterosexualismus“ ist) bewirkt, dass man die Orientierung auf nicht akzeptierte „Gefühle“ zurückführt – und diese sind aufgrund ihrer negativen Einschätzung dissoziiert, verdrängt, rationalisiert. In der Praxis sieht dies dann so aus, dass sich ein Priesteramtskandidat nicht als homosexuell betrachtet, weil er nie einen homosexuellen Sex praktizierte, selbst wenn er derlei Gedanken und Wünsche („Gefühle“) hat. Als homosexuell betrachtet sich gleichfalls ein Kandidat nicht, der derlei Erfahrungen hinter sich hat, weil er mit seiner Entscheidung für den Zölibat nicht zu ihnen zurückkehren will („ich bin nicht schwul“). Kurz gesagt, er handelt entsprechend der Logik „wenn ich daran nicht denke, dann betrifft mich das nicht“ oder „der Zölibat ist meine Orientierung“. Beide Überzeugungen sind grundfalsch und folgenschwer.

Die Notwendigkeit der Akzeptanz

Erstens, man muss wissen, dass alle Menschen ein tiefes Bedürfnis nach Gemeinsamkeit haben, das durch Eingehen enger, intimer und dauerhafter Beziehungen zu anderen realisiert wird. Dies stellen wir nicht in Frage, wenn wir an heterosexuelle Personen denken, aber wir sprechen homosexuellen Personen dieses Bedürfnis nach dem Motto ab: „daraus kann nichts Gutes kommen“. Hinter diesem Standpunkt steht die Überzeugung, dass homosexuelle Nähe nichts anderes ist als ein Vorwand für kompulsiven Sex.

Auch spielen Geistliche (Seminaristen) selbst die Tatsache herunter, dass sie als homosexuelle Personen Schwierigkeiten bei der Einhaltung des Zölibats haben, wenn ihre Nähe zu anderen Männern auf einer Erotisierung der Verbindung beruht oder wenn sie Ersatz in der Beziehung zu Oberen suchen, in der weder der eine „Vater“ noch der andere „Sohn“ ist – sind doch beide lediglich auf der Ebene des kirchlichen Dienstes emotional verbunden. Gleichfalls ineffektiv, weil unwahr, sind Beziehungen emotionaler Vertraulichkeit mit heranwachsenden Jugendlichen unter dem Vorwand, im Leben einen wahren Freund oder den fehlenden Bruder zu finden. Man sieht dann nichts Schlechtes, in ein und demselben Schafsack zu nächtigen, gemeinsame Ferien in einem Zelt zu organisieren oder auch in einer materiellen Unterstützung seitens des Geistlichen, denn es kam (noch) nicht oder kommt gar nicht (?) zu einer körperlichen Nähe.

Im Dokument der Sonderkommission des deutschen Episkopats, das sich mit der Frage der Homosexualität von Priestern befasst, heißt es richtig, dass alle durch soziale Normen und kirchliche Gesetzgebung vorgegebene „Sicherungen“ einen heterosexuellen Priester im Blick haben. Man muss jedoch eine unreif durchlebte Homosexualität von einer Pathologisierung dieser Orientierung unterscheiden. Hier lässt leider der Standpunkt der Kirche einen wissenschaftlichen Zugang zur Frage einer psycho-sexuellen Orientierung und Identität vermissen.

Märchen über Heilung

Zweitens, homosexuellen Personen bringen wir den Zölibat auf eine Weise nahe, als ob es sich um eine sexuelle Orientierung handeln würde, mit der sie geboren wurden, nicht jedoch als eine Art, wie man sie zu leben hat, zu der man sich berufen (nicht gezwungen) fühlen muss, und mit dieser Lebensform muss man zu leben lernen. Selbst ein in Freiheit gewählter Zölibat, als Gabe verstanden, ist eine Aufgabe für eine lebenslange Entwicklung – also muss man sich, bevor man diese Verpflichtung eingeht, über Schwierigkeiten, Krisen, ja selbst über mögliche Verfehlungen im Klaren sein.

Man kann den Zölibat nicht auf reife Weise leben, wenn die Soutane oder das Habit einen schändlichen Leib umhüllt, mit dem man nichts zu tun haben will. Wie der Moraltheologe Klaus Demmer (1931-2014) zu Recht feststellt, muss man, um jene gesunde, innere „Sicher-

heit“ zu gewinnen, wissen, dass es sich beim Zölibat um eine Lebensweise handelt, die ertragen werden muss, dass es eine Herausforderung an unsere Natur ist, die es nicht idealistisch zu bejubeln gilt, als würde der Zölibat als solches einen näher zu Gott bringen. Manche meinen, „der Zölibatäre muss gesünder sein als seine Kritiker“. Wie aber kann jemand gesünder sein, wenn er hört, dass sein „innerer Drang ungeordnet“ und „deformiert“ ist, bevor er überhaupt damit irgendetwas anstellt, und das einzige, was er tun kann, darin besteht, sich dazu zu bekennen und mit dieser „Wahrheit“ zu leben?

Die in der Kirche verbreiteten Informationen über die Wirksamkeit einer reparativen Therapie (ihren Vertretern zufolge soll sie zu einer Veränderung der Orientierung verhelfen) basieren in der Regel auf Anekdoten über eine „innere Heilung“ von Ex-Schwulen, die sich jedoch nach einer gewissen Zeit als Anekdoten über Ex-Exschwule herausstellen. Eine auf diese Art geweckte Hoffnung führt zumeist zu einer lebenslangen Therapierung, um zumindest das Schuldgefühl wegen der in ihrem Verlauf erlittenen Rückfälle zu mindern. „Wenn ich mich ändern will, aber keine Veränderung eintritt, dann muss ich zumindest nicht von mir denken, ich sei schwul. Ich bin weiterhin Priester mit menschlichen Schwächen. Andere haben auch Probleme mit dem Zölibat ...“

Als Alternative bietet sich die Suche nach den Ursachen der Probleme in der Vergangenheit und in der Erziehung an, um nur nicht das Hauptproblem zu benennen: „Du änderst das nicht, was du nicht gewählt hast, aber du musst lernen, damit zu leben.“ Ein Priester, der seine Orientierung ablehnt, wird sich mit ihr herumplagen. Aber die Quelle seiner Spannung wird er außerhalb seiner selbst ausmachen. Die Sexualität ist keine Zugabe zu unserem Leben, und die Orientierung ist keine Frage der Wahl.

Die Angst vor der eigenen homosexuellen Orientierung ist unter Priestern so stark, dass es Jahre braucht, bis sie davon zu sprechen beginnen, sie seien zu allererst Menschen, dann Männer und schließlich Priester. In extremen Fällen kann diese Angst so dämonisiert werden, dass wegen Pädophilie verurteilte Priester diese für ihre Orientierung halten, nur um sich nicht einzugestehen, dass sie homosexuelle Wünsche verspürten; aber ihre Angst war so übermächtig, dass sie sich an Minderjährigen vergingen, um sich zu „entladen“ oder sich einen Ersatz für Nähe zu verschaffen.

Gegen seine Orientierung kann man auch in der Weise ankämpfen, dass man versucht, seine Sexualität zu eliminieren. Die ganze Zeit befasst man sich ausschließlich mit ihr, doch man trägt diesen Kampf „nach außen“ im Namen der Verteidigung der Kirche vor jenen, welche die Homosexualität bejahen. Eine derart gespaltene Sexualität nimmt die Form eines Kampfes um die Treue zum Magisterium an bei gleichzeitiger Führung eines Doppellebens, sei es das einer Idealisierung des eigenen Nazismus, sei es das einer Selbstinszenierung in den Kategorien besonderer Erwählung. Die eigenen Bedürfnisse werden dann in den Rang heroischer Tugenden erhoben, und die innere Zerrissenheit und Unsicherheit werden übertüncht mit der Standarte der Unfehlbarkeit im Kampf gegen „Häresie/Schisma“ innerhalb der Kirche. „Wer mich hört, der hört Jesus. Wer mit mir nicht übereinstimmt, der widerspricht der Kirche“; „hört du mich, dann hörst du das Lehramt“... In solchen Situationen gibt es eine einzige Lösung: die Kanonisierung des „einzig Gerechten“, den er im Übrigen mit aller Kraft anstrebt.

Das Karma der Homophobie

Das *coming out* des Geistlichen Charamsa ist verbunden mit Äußerungen der Homophobie, mit denen er konfrontiert wurde. Die Verletzungen des vatikanischen Beamten möchte ich nicht herunterspielen. Natürlich kann man Professor Oko nicht sämtliche Polemik anlasten, die die Spalten unserer Medien füllte, aber sein Beispiel zeigt, dass Homophobie wie ein Karma wirkt. Die Ursache gebiert die Konsequenz: Die Dämonisierung der Homosexualität kehrt sich in eine Dämonisierung der Kirche. Was immer über Charamsas Verletzungen zu sagen wäre, in der von ihm am letzten Sonnabend veröffentlichten „Erklärung“ wie in seinem „Manifest“ verfällt er selbst in die Rhetorik der Person, mit der er zuvor polemisiert hatte. Das macht selbstverständlich seinen Text im „Tygodnik“ nicht weniger wertvoll, zeigt aber,

dass die Chance zu einem wirklichen Wandel in der Einstellung zu homosexuellen Personen vertan wurde.

Das „Ich bin verliebt, also vermag ich alles“ verleiht ein Gefühl subjektiver Omnipotenz, aber das ist zu wenig, um etwas zu reformieren. Lassen wir die Argumente beiseite, die Vatikan-sprecher Federico Lombardi vorbrachte und die Charamsas Versuch betrafen, auf die Ent-scheidungen der Synodenteilnehmer Einfluss zu nehmen. Kehren wir zu der Situation zu-rück, die Marco Garzonio treffend diagnostizierte: „Als Katholiken erleiden wir heute in der Kirche einen großen Mangel – es gibt keine Stimme der öffentlichen Meinung in der Kirche, nicht seitens der Laien und auch nicht seitens der offiziellen Kirchenvertreter. Allerdings gibt es einen breiten Strom öffentlicher Meinung zum Thema Kirche – man sagt über sie alles und noch mehr als das [...] Dagegen befasst man sich nicht sonderlich mit dem wertvollen Gut, nämlich mit der öffentlichen Meinung innerhalb der Kirche; kaum jemand unterstützt sie, viele fürchten sie und versuchen, von ihrer Praktizierung abzulenken. Dabei hatte ihr schließlich das Konzil eine Stimme inmitten der Fundamente der Evangelisation und der in-neren Reform der Kirche verliehen.“

Selbst wenn dies nicht seine Absicht war, so erschwert doch Charamsas „Manifest“ das Han-deln von Papst Franziskus, denn mit seinem *coming out* nutzte Charamsa das Werkzeug eines auf öffentliche Aufmerksamkeit gerichteten medialen Spiels. Zur Bestätigung: „Dem coming out ging ein langer Reifeprozess voraus, doch die Entscheidung traf ich im Laufe einer einzi-gen Nacht“ – es fällt schwer, diese Aussage mit dem Szenarium der Ereignisse in Einklang zu bringen. Doch selbst wenn sie ehrlich gemeint ist, dann gelten doch die Worte aus dem Buch der Sprichwörter: „Schon unvernünftige Begierde ist nicht gut, und wer hastig rennt, tritt fehl.“ (19,2)

Enttabuisierung des Themas

Wie Untersuchungen belegen, trägt entgegen der allgemeinen Angst der Vertreter einer „Ta-buisierung des Themas“ der Wunsch nach einer offenen Aussprache über Homosexualität nicht zu ihrer Verbreitung bei. Die sexuelle Orientierung wird weder durch die Post zugestellt noch durch Kamera und Internet vermittelt. Um zu lernen, über sie zu sprechen, genügt es jedoch nicht, Forderungen zu formulieren, ein Manifest zu veröffentlichen und aus der Kir-che ein Gefängnis zu machen. Diese Gitter sind zumeist ein Werk unserer Vorstellungen. Nicht die Homosexualität ist das eigentliche Problem des Priesters Charamsa, sondern die Unfähigkeit zu einem zölibatären Leben, ohne eine gespaltene Identität. Schade, dass es sei-ner Erklärung an Demut bei seiner Selbsteinschätzung mangelt und er aus eigener Verliebt-heit beschlossen hat, einen neuen Himmel zu schaffen.

Aus klinischen Erfahrungen wissen wir, dass der Prozentsatz glücklicher Ehen bzw. Partner-schaften kaum von dem glücklicher Zölibatäre abweicht: 10% der Verbindungen sind voll glücklich, weitere 10% fast glücklich, und der Rest – in einem grauen Bereich oder geschie-den.

So haben wir es wiederum mit Extremen zu tun: auf der einen Seite mit den Anhängern von Professor Oko, auf der anderen Seite mit Sympathisanten von Charamsa. Vielleicht findet die Synode einen dritten Weg? Ich setze auf Papst Franziskus.

Jacek Prusak SJ, Ph.D, Department of Psychology, Jesuit University "Ignatianum" in Cracow.